



Formen der Sorge Künstler*innen reagieren auf die Krise

Ein Essay von Svenja Reiner

*alleine
hätte ich den weg
niemals hierher gefunden
dessen bin ich mir bewußt*

*viele haben mich begleitet
manche haben mich sogar getragen
[...]*

In ihrem Nachwort dankt die Autorin, Wissenschaftlerin und Aktivistin May Ayim für Unterstützung. Die Adressat*innen sind ihre Freund*innen, vielleicht ihre Familie, mit großer Sicherheit die Schwarze Community in Deutschland, zu deren prominentesten Vertreterinnen sie gehörte. Bereits in diesem kurzen Ausschnitt wird deutlich, wie wichtig für sie der Beistand der Anderen war. Die Ich-Erzählerin musste sich nicht alleine auf den Weg machen, man half ihr weiter, vielleicht wies man die Richtung, ging ein Stück mit. Im Notfall wurde sie getragen. Auf welche Hindernisse und Gefahren sie auf ihrer Reise gestoßen ist, wie groß die Anstrengung war – das können wir nur mutmaßen. Deutlich wird aber: Alleine hätte sie es nicht geschafft.

Man könnte diese unterschiedlichen Praktiken als Sorge beschreiben, dessen deutsche Doppelbedeutung »Sorge haben« und »sich um jemanden sorgen«² sich beide im Gedicht finden lassen. Im weiteren Verlauf wird deutlich: Die Ich-Erzählerin bedarf der Sorge, sie ist aber auch Sorgende und damit keine unabhängige Wanderin³, sondern verbunden mit anderen. Diesen Zustand beschreibt Isabell Lorey als »_Mit_«, um »die wechselseitige Affizierung nicht nur von Lebewesen, sondern von und mit Umwelten und Dingen«⁴ zu betonen. In dieser Perspektive werden die Verbindung und Abhängigkeit der

¹ May Ayim (1996): »nachwort«, in: Blues in schwarz-weiss. Gedichte. Orlanda Frauenverlag. Ich danke der Autorin Sharon Dodua Otoo für die Lesung auf ihrem Instagramkanal, durch die ich auf diesen Text gestoßen bin.

² Daniel Drognitz, Sarah Eschenmoser, Michael Grieder, Adrian Hanselmann, Alexander Kamber, Anna-Pia Rauch, Pascale Schreibmüller, Nadine Schrick, Marilyn Umurungi (2017): »Ökologien der Sorge. Vorwort«, in: Tobias Bärtzsch, diess., Gerald Rauning, Jana Vanecek (Hrsg.): Ökologie der Sorge. transversal texts, S. 9–24.

³ vgl. ebd, S. 18.

⁴ Isabell Lorey (2017): »Sorge im Präsens. Verbundenheit, Sorge, _Mit_«, in: a. a. O., S. 113–122.

environmentalen Ökologie mit den Sphären der mentalen und sozialen Ökologie verbunden gedacht. Will man deren gegenseitiger Bedingtheit gerecht werden und die Lebensumstände von Menschen, Tieren und Pflanzen nachhaltig verbessern, bedarf es einer Praxis der Sorge im Hier und Jetzt.⁵

Im Hier und Jetzt befinden wir uns in einer Krise und zunächst scheinen Mitgefühl und Fürsorge dabei zu kurz zu kommen. Carolin Emcke bemerkt, dass es trotz geteiltem Krankheitsbild kein globales Wir gibt, nicht einmal ein nationales: Todes- und Genesungsraten werden nach Ländern unterschieden, die Maskenpflicht oder die Rückkehr in Schulen nach Bundesländern. Die Frage, ob man eine Ausgangssperre in zwei oder fünf Zimmern verbringt oder gleich auf den Landsitz geflüchtet ist, hängt vom eigenen Einkommen und Wohlstand ab. Es macht einen zentralen Unterschied in der (aktuellen) Lebensrealität, ob man alleinerziehend mit Kindern zusammen wohnt oder wie ich, nur ein paar Grünpflanzen bei Laune halten muss. Ob man beim Tragen einer Maske öffentlich als »Virus« beschimpft wird oder als Held*in gefeiert wird. Auch in einer Pandemie werden Menschen weiterhin diskriminiert. Von Frauen hört man in der Krise erstaunlich wenig, obwohl oder weil global gesehen 70% von ihnen im Gesundheitswesen arbeiten. Männliche Wissenschaftler hingegen analysieren die Lage, männliche Politiker tun sich besonders hervor und »Soziologen, Philosophen, Ökonomen, Unternehmer, Schriftsteller und Therapeuten [...] erzählen (uns), wie sie durch die Krise kommen oder auf welche Art wir anderen es versuchen sollten«. Das können sie auch dann tun, wenn sie Familienväter sind, weil die meisten von ihnen eine Hannelore zu Hause haben, die Risotto kocht, dem Kind ein bisschen Mathe beibringt und abends ihre eigenen (Schreib-)Aufträge absagt.

All diese Beispiele klingen nach keiner besonders fürsorglichen Praxis, sondern nach selbstvergessenem Gerenne, bei dem die Läufer unbedingt alleine und als Erste ins Ziel kommen wollen. Mitgefühl lässt sich hingegen erstaunlicherweise bei einer Personengruppe beobachten, die als besonders individualistisch und selbstbezogen gilt: bei Künstler*innen. Und das, obwohl ihnen in der Krise ein einigermaßen schlechter Ruf als abkömmliche Mitesser zugewiesen wurde. Wenn sie nicht gerade mit ihrem Corona-Roman drohen oder antisemitische und sexistische Inhalte im WDR verbreiten, habe ich trotz Ungewissheit und Zukunftsangst erstaunlich solidarische Handlungen bei Menschen beobachtet, deren Einnahmen größtenteils wegbrachen und deren Bücher zeitweilig aus den weiterhin geöffneten Pressebuchhandlungen in den Bahnhöfen geräumt wurden.

Der Autor Saša Stanišić veranstaltet wöchentliche Benefizlesungen auf der Streamingplattform twitch, die Autor*innen und Kulturvermittler*innen des Vereins Junge Kulturvermittlung Köln sammeln für alle freiberuflichen ‚Hands‘ des Kulturbetriebs wie Bühnen- und Tontechniker*innen. Künstler*innen generieren Aufmerksamkeit und Einkommen für Kolleg*innen wie etwa Kathrin Bach, Melanie Katz und Donat Blum, die Viral – das online Literaturfestival in Zeiten der Quarantäne gründeten. Das sind nur einige Beispiele. Sie kennen vermutlich noch mehr, aber ich musste die Recherche an dieser Stelle abbrechen: Der Fikus wollte endlich Netflix gucken und noch ein CBD-Gummibärchen essen, denn einkaufen war echt stressig heute.

Um es ganz deutlich zu machen: Diese unentgeltlichen Unterstützungen sind Formen der Arbeit, sie kosten Zeit und während Stanišić vorliest, gibt es vielleicht auch in seinem Haushalt eine Person, die das Kind ins Bett bringt. Wenn Ellen Abe und Edda Rydzky schreiben, dass wir uns nicht drauf verlassen sollen, dass die aktuelle Solidarität auch nach

⁵ Drognitz et al., in: a. a. O., S. 10, S. 24

der Krise bestehen wird, dann spricht daraus vermutlich viel Lebens- und Arbeitserfahrung. Ich glaube dennoch, dass wir genau das erreichen müssen: Sorge ist mehr als ein Wohlfühlprinzip, und damit meine ich nicht nur, dass unbezahlte, flexible und erpressbare Sorgearbeit eine globale Affektkette bildet und die Grundlage für die Aufrechterhaltung unsere sozialökonomischen Systeme bildet.⁶ Empathie, Anteilnahme und Solidarität sind zentrale, feministische Prinzipien, die dazu führen, dass wir systemische und individuelle Formen von Rassismus, Klassismus, Ableismus und Misogynie reflektieren und gerechtere Gesellschaften ausbilden. Bei deren Entwicklung kann es helfen, sich vor Augen zu führen, wie oft man selbst auf fürsorgliche Systeme zurückgreift. Oder sich nach dem abendlichen Blumengießen mal mit seinem eigenen Mitgefühl zu beschäftigen.

Svenja Reiner, Köln

Kulturwissenschaftlerin und Autorin; sie arbeitet als wissenschaftliche Mitarbeiterin am Institut für Musik der Hochschule Osnabrück und profitiert zurzeit vor allem von den Hinweisen und Ratschlägen, die andere Lehrende unter dem Hashtag #digitaleLehre auf twitter posten.

⁶ Precarias a la Deriva (2017): »Globalisierte Sorge«, aus dem Spanischen von Michael Grieder, in: a. a. O., S. 27 ff.